



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.  
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“  
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

Sonntag zwischen den Festen der Beschneidung und Erscheinung des Herrn.

Evangelium nach dem hl. Matthäus 2, 19-23. „In jener Zeit, als Herodes gestorben war, siehe da erschien der Engel des Herrn dem Joseph im Schlafe in Ägypten und sprach: Steh' auf und nimm das Kind und seine Mutter, und zieh in das Land Israel, denn die dem Kinde nach dem Leben streben, sind gestorben. Da stand er auf, nahm das Kind und seine Mutter und kam in das Land Israel. Als er aber hörte, daß Archelaus anstatt des Herodes, seines Vaters, im Judenlande regierte, fürchtete er sich, dahin zu ziehen, und nachdem er im Schlafe erinnert worden, zog er in das Land von Galiläa.“

Die Erscheinung des Herrn.

Der heutige Sonntag ist eine Vorfeier des morgigen Festes der Erscheinung des Herrn oder — wie es bei uns gewöhnlich heißt — des Festes der heiligen drei Könige. Es liegt daher sehr nahe, lieber Leser, daß wir uns schon heute mit dem Feste selbst etwas beschäftigen.

Das Wort Epiphanie (Erscheinung des Herrn) bedeutet die Offenbarwerdung, das Heraustrreten an's Licht, — und so zeigt der Name dieses Festes schon hinreichend dessen Bestimmung an: durch dasselbe soll die Erscheinung eines Gottes unter den Menschen geehrt und gefeiert werden.

Mehrere Jahrhunderte hindurch feierte man in der alten Kirche an diesem Tage die Geburt des Herrn; und als um das Jahr 376 die Dekrete des apostolischen Stuhles alle Kirchen des katholischen Erdkreises verpflichteten, das Geheimnis der Geburt des Herrn von da an mit Rom am 25. Dezember zu begehen, wurde der 6. Januar darum doch nicht ganz seines alten Glanzes beraubt. Er vereinte vielmehr nun drei Offenbarungen der Herrlichkeit Jesu: 1) das Geheimnis der Weisen, die unter der Führung des wunderbaren Sternes aus dem Morgenlande gekommen waren, um der göttlichen Königswürde des Kindes von Bethlehem zu huldigen; 2) das Geheimnis der Taufe Christi, der in den Fluten des Jordan durch die Stimme des himmlischen Vaters selbst als der Sohn Gottes verkündet worden; 3) endlich das Geheimnis der göttlichen Nacht Jesu selbst, der bei dem (symbolischen) Hochzeitsfeste von Cana Wasser in Wein verwandelte.

Der aufmerksame Leser wird hier fragen: Ist denn dieser, dem Gedächtnis jener drei Wunder geweihte Tag zu gleicher Zeit der Jahrestag ihrer Vollbringung? Ich kann darauf nur sagen, daß die Gelehrten über diesen Punkt nicht einig sind, wenn auch die weitaus größere Mehrzahl — u. a. auch

der gelehrte Papst Benedikt XIV. — sich bejahend geäußert hat.

Wer Gelegenheit hat, die Gebete und Gesänge der hl. Messe des festlichen Tages zu verfolgen, findet sofort, daß unter den drei Geheimnissen die Anbetung der Weisen es ist, die (heute) ganz besonders gefeiert wird; mit diesem Geheimnisse befaßt sich der größte Teil der Gesänge und Gebete in der Messe und in den Tagzeiten (Brevier). Der Grund liegt sehr nahe: in der Person der Weisen wurden damals alle Völker zur Krippe, und damit zum Lichte des christlichen Glaubens eingeladen. Die Weisen sind die Erlösten, die Repräsentanten des ganzen Heidentums, das in ihrer Nachfolge kommen wird, um an der Gnade der Erlösung Anteil zu nehmen. Jeder von uns, lieber Leser, ist im Geiste, in seiner Liebe, mit gegenwärtig!

Bis dahin hatte man geglaubt, das Judentum allein das Vorrecht der messianischen Verheißungen habe: durch die Berufung der Weisen aber wurde es offenbar, daß alle Nationen daran Anteil haben würden, „daß die Heiden seien Miterben und Mitinhaber und Mitgenossen der Verheißungen in Christo Jesu“ (Ephes. 3, 6). Damals begann der Sinn jener herrlichen Verkündigungen klar zu werden, welche die Herrschaft der Welt Jerusalem versprochen, d. i. der Kirche, deren Vorbild diese Stadt war. Damals konnte man sagen: Bethlehem wird heute die Wiege der entstehenden Kirche Gottes.

Aber (fragen wir) woher kommt den Weisen dieses Glück? Nicht von ihrem eigenen Verdienste; denn ohne den Glauben giebt es überhaupt kein Verdienst; man weiß auch zudem nicht, daß sie mehr als Tausende anderer Heiden gethan hätten. Dieses hohe Glück kommt ihnen von der Gnadenwahl Gottes zu, der, indem Er sie berief, nur Seine Liebe und nicht ihre Verdienste zu Rate zog. So handelt Gott, lieber Leser, auch in Rücksicht auf uns. Warum sind wir nicht im Heidentum,

Kirchenkalender.

- Sonntag, 5. Januar.** Sonntag nach Neujahr. Eduard, König. Evangelium n. d. hl. Matthäus 2, 19-23. Epistel: Galater 4, 1-7. • St. Anna-Stift: Nachm. 6 Uhr Vortrag und Andacht für die Marian. Dienstmädchen Kongregation. • Dominikaner-Klosterkirche: Nachm. 3 Uhr Vortrag für die Mitglieder des III. Ordens vom hl. Dominikus.
- Montag, 6. Januar.** Heilige drei Könige. Gebotener Feiertag. Evangelium nach dem hl. Matthäus 2, 1-12. Epistel: Isaia 60, 1-6. • Karmelitesen-Klosterkirche: Morgens 7,7 Uhr erste hl. Messe, 7,9 Uhr feierliches Hochamt. Nachm. 4 Uhr feierl. Komplet. • Ursulinen-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr Hochamt. Nachm. 6 Uhr Andacht. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Abends 6 Uhr Andacht mit Festpredigt.
- Dienstag, 7. Januar.** Lucian, Priester und Martyrer. • Dominikaner-Klosterkirche: Nachm. 6 Uhr Vortrag für den Verein christl. Mütter.
- Mittwoch, 8. Januar.** Ehard, Bischof. • Dominikaner-Klosterkirche: Morgens 8 Uhr Vereinsmesse mit gemeinschaftl. hl. Kommunion für den Verein christl. Mütter.
- Donnerstag, 9. Januar.** Julian und Basilista, Martyrer. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Morgens 7,9 Uhr Segens-Hochamt.
- Freitag, 10. Januar.** Agathon, Priester. • Maria Empfängnis-Pfarrkirche: Nachm. 6 Uhr Andacht für die Mitglieder des christl. Mütter-Vereins.
- Samstag, 11. Januar.** Hyginus, Priester u. Mart.

in der Ferne, in einer Familie ohne Religion und christliche Sitte, wie es deren so viele gibt, geboren und aufgewachsen? Der zuvorkommenden Barmherzigkeit Gottes allein verdanken wir es. Warum haben wir mehr, als andere, eine christliche Erziehung, wirksamere Gnadenbeistand, mehr Erleuchtung, gute Ratschläge und Beispiele erhalten? O, ganz unverdiente Vorliebe unseres Gottes! Werden wir dafür genug danken, Ihn genug lieben können? Könnten wir doch mit dem großen Apostel Paulus sagen: „Seine Gnade ist in mir nicht unfruchtbar geblieben!“ (1. Kor. 15, 10.)

Die Weisen, lieber Leser, lebten vor der Erscheinung des wunderbaren Sternes wohl in den Finsternissen des Heidentums, und wahrscheinlich ließ ihr damaliges Leben manches zu wünschen übrig. Allein sobald sie den Stern gesehen und die Gnade, die sie beruft, vernommen haben, befehlen sie sich, verlassen alles, um ganz Christo anzugehören, und geben sich der Gnade hin, um ihr mit Einfachheit und Mut zu folgen. Von diesem Augenblicke an sind sie ganz himmlisch gesinnt; sie leben und sterben als Heilige, so daß die Kirche ihnen seit nahezu zwei Jahrtausenden öffentliche Verehrung erweisen, sie als Heilige verehren läßt. Unsere herrliche Kathedrale in Köln bewahrt ihre Leiber mit Ehrfurcht, und Priester und Gläubige lieben es, vor ihren heiligen Reliquien zu opfern und zu beten. Das erhebende Beispiel der Weisen aber müßte auch uns wach rufen und zur Krippe, d. i. zu einem gottgefälligen Leben hinführen.

Wer vermöchte es zu schildern, mit welchen Gefühlen die Weisen jene heilige Reise machten! Wie sie sich mit einander von dem Glücke unterhielten, das ihrer am Ende der Reise wartete! Wie sie sich gegenseitig bei Ueberwindung der manigfachen Beschwerden ermutigten! Wie sie in heiliger Ungeduld den Augenblick ersehnten, sich vor dem göttlichen Kinde niederzuwerfen! Wie sie endlich, als der Stern (in Jerusalem) verschwand, ihren Mut bewahrten, — ein schönes Bild eifriger Seelen, die sich durch Prüfungen nicht niederbeugen lassen.

Endlich kommen unsere glücklichen Reisenden an der Krippe an, und — weit entfernt, daß ihr Glaube und ihr Eifer beim Anblicke eines so armen Kindes sich verminderte, — fühlen sie sich vor Bewunderung einer so tief erniedrigten Größe ergriffen: sie werfen sich zur Erde nieder und beten an! Welch' erhebendes Vorbild für uns, lieber Leser, bei unsern Gebeten vor dem heiligsten Sakramente!

### Neujahr in Vergangenheit und Gegenwart.

Von Dr. Theodor Adler.

Es ist eine weit verbreitete Sitte, größere Zeitabschnitte im Leben des Einzelnen wie der Gesamtheit mit Freudenbezeugungen, Gratulationen und ausgelassenen Lustbarkeiten zu feiern. Ob wir dazu, wenn wir den Dingen auf den Grund gehen, wohl immer Ursache haben, mag dahin gestellt bleiben. Die Zahl derjenigen — und es sind ja nicht die schlechtesten — welche in der Wiederkehr des Tages, an dem man vor so und so viel Jahren geboren wurde, keinen Anlaß sehen, sich von allen Seiten angratulieren zu lassen, ist nicht gering und über das Neujahrsest haben nicht wenige die gleichen Gedanken, auch wenn sie dabei nicht in unangenehmer Weise daran erinnert werden, daß Neujahr und die nächste Zeit danach die schwersten Tage im Jahre sind, die vom Familienoberhaupt um so drückender empfunden werden, als kurz vorher schon das Weihnachtsfest auf den goldenen Inhalt des Vormonates wie ein starker Überlaß gewirkt hat. Der Gedanke, daß von der uns auf Erden vergönnten kurzen Zeitspanne wiederum

ein Jahr in das Meer der Vergangenheit gesunken ist, daß wir nicht wissen, was das neue Jahr an Mühsalen und Schmerzen bringen wird und ob wir in abermals 365 Tagen noch am Leben sein werden, sollte einen jeden eigentlich zur ernstlichen Nachdenklichkeit stimmen. Aber, gleich als ob wir uns über die Fragen der Zukunft absichtlich hinwegtäuschen und hinüberlügen wollten, ist das Gegenteil der Fall. Ueberall herrscht Jubel und Fröhlichkeit, ohne daß man eigentlich einen plausiblen Grund angeben könnte; aber es ist nun einmal so und wird schwerlich so bald anders werden.

Von allen denen, welche sich am Neujahrsmorgen, wenn der Tag längst zu neuem Leben erwacht ist, fragen, warum sie eigentlich gestern Abend so viel von der Sylvesterbowlie getrunken haben, daß ihnen die Welt heute nur in unklaren Umrisen erscheint, werden auch die wenigsten wissen, warum gerade jetzt das neue Jahr beginnt und man kann ihnen ihre Unkenntnis auch billiger Weise nachsehen; denn der erste Januar oder — astronomisch und kalendermäßig gesprochen — der 11. Tag nach der Winter Sonnenwende ist ein ganz willkürlich gewählter Zeitpunkt, an dessen Stelle ebenso gut ein beliebiger anderer Tag zum Jahresanfang hätte gewählt werden können, und in früheren Zeiten hat man auch thatächlich Neujahr vielfach zu ganz anderen Terminen gefeiert.

Die Ehre, das neue Jahr einzuführen, verdankt der 1. Januar keinem anderen als Julius Cäsar, dem ersten großen Reformator des vor 1947 Jahren in eine grenzenlose Verwirrung geratenen Kalenders. Im vorcäsarischen Rom hatte man das Jahr mit dem ersten März begonnen. Da man aber nur 10 Monate zählte, von denen je vier 31 Tage, und je sechs 30 Tage hatten, stimmte die Sache mit dem wirklichen Sonnenjahre in keiner Weise; das römische Neujahr wurde jedes Jahr um 11 Tage und den Bruchteil eines zwölften früher gefeiert, als es eigentlich hätte sein sollen. Numa Pompilius, der zweite sagenhafte König des alten Rom, schob zwar bereits zwei neue Monate, den Januar und Februar ein und setzte für jedes zweite Jahr einen Schaltmonat fest, die Verwirrung war aber damit keineswegs behoben; die Herren Oberpriester waren schlechte Astronomen und ließen in den ihrer Obhut anvertrauten Kalendern eine derartige Verwirrung einreihen, daß man zu Cäsars Zeiten den Januar zur Zeit der herblichen Tage und Nachtgleiche begann. Um in diesem Wirrwarr Ordnung zu bringen, berief Cäsar den alexandrinischen Astronomen Sosigenes, der zunächst zwei Monate, den einen von 23, den andern von 67 Tagen einschaltete, so daß dieses Jahr, welches als das Jahr der Verwirrung — annus confusionis — benannt wurde, nicht weniger als 445 Tage zählte. Der nächste 1. Januar wurde sodann auf den ersten Neumond nach der Winter Sonnenwende des Jahres 46 vor Christus festgesetzt, und von da an begann die julianische Zeitrechnung mit Sonnenjahren von 365 Tagen und einem allemal im vierten Jahre eingeschobenen Schalttage. Daß dieser erste Neumond nun damals 12 Tage nach der Winter Sonnenwende stattfand, ist der Grund, warum noch heute nach fast zweitausend Jahren der kürzeste Tag und der Jahresanfang nicht zusammenfallen, sondern um 11 Tage von einander geschieden sind.

Weit näher hätte es gelegen, den 21. Dezember als den Termin der Winter Sonnenwende, als Anfangstag des Jahres zu machen oder, da sich im Bereiche der christlichen Kultur das ganze festliche Jahr nach den hohen Kirchenfeiertagen richtet, das neue Jahr mit dem ersten Weihnachtstage, dem 25. Dezember anfangen zu lassen. Nach dem ersteren Datum, der Winter Sonnenwendnacht, haben nun auch die alten Germanen in vorchristlicher Zeit gerechnet, ein Brauch der endgültig erst in Vergessenheit geriet, als

Karl der Große den letzten selbständigen deutschen Stamm, die Sachsen, in den langen Kriegen seinem Szepter unterwarf. Der Termin des Weihnachtstages als Jahresbeginn hat aber bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein an vielen Orten Deutschlands in Geltung gestanden.

Das Christentum in seinen ersten Anfängen war überhaupt nicht geneigt, die Zeitrechnung der heidnischen römischen Welt anzulegen, und es erregte besonders der 1. Januar bei ihnen Aufstoß, weil an diesem Tage die sogenannten Saturnalien gefeiert wurden, die der ascetischen Gesinnung der Christen ein Greuel waren, weswegen sie diesen Tag „in Fasten und Trauer für die Heiden“ verbrachten. Sie stempelten daher vielfach den Tag der Fleischwerbung Christi, nämlich den Tag Mariä Verkündigung, zum Jahresanfang, was in Deutschland bis zum 9. Jahrhundert ganz allgemein Brauch war. Später rechnete man das Jahr auch von anderen Marien Tagen an, und so gab es in Europa die verschiedensten „Marienjahre“, die namentlich in Italien und in den rheinischen geistlichen Fürstentümern Mainz, Köln und Trier zu Recht bestanden und eine ungeheure Konfusion verursachten, wenn es galt, den Termin eines etwas weiter zurückliegenden Ereignisses genau zu bestimmen.

Auch auf den 1. März, den Jahresanfang in vorcäsarischen Zeiten, griff man zurück; doch verließ man diesen Brauch frühzeitig mit alleiniger Ausnahme der Republik Venedig, welche diesem Datum bis zu ihrem Untergange treu blieb.

Am allerunbequemsten ist es natürlich, wenn man Neujahr mit dem Tage irgend eines beweglichen Festes zusammenfallen läßt. Dies war in Frankreich der Fall, wo man bis zum Jahre 1566 das neue Jahr häufig mit dem Ostersfeste beginnen ließ und zwar nicht etwa mit Oster Sonntag, sondern mit der Vesper des Karfreitages, an welchem die Osterkerze geweiht wurde. Die Jahre waren dann natürlich recht verschieden lang; aber man fand sich mit diesem Uebelstande im bürgerlichen Leben ebenso ab, wie es noch heute in den Schulen der Fall ist, deren bald kürzere bald längere Semester für die Gleichmäßigkeit des Unterrichts nicht von Vorteil sind.

Auch anderwärts gab es der Willkürlichkeiten bezüglich des Anfangs des Jahres eine große Menge. In England begann man daselbst bis zum Jahre 1792 mit dem 26. März. Der Orient feierte bis zur byzantinischen Zeit Neujahr am 1. September, eine Sitte, die bald nach Italien verpflanzt wurde und sich dort lange erhielt.

Noch heute fangen die Ägypten das neue Jahr mit dem 1. August an, während die syrischen Christen dies mit dem 1. September und die Nestorianer und Jakobiten mit dem 1. Oktober thun, ein Beweis dafür, daß es diesen auf einander höchst eifersüchtigen Seelen nur darum zu thun ist, daß jede etwas Eigenes für sich hat.

In Deutschland hat erst die Einführung der gregorianischen Kalenderreform vom Jahre 1582 dem 1. Januar zum Siege über seine Konkurrenten verholfen; doch geschah das keineswegs mit einem Schlage, da die protestantischen Länder sich lange gegen diese Verbesserung sträubten, deren Nützlichkeit niemand abstreiten kann. Daß Russen und Griechen noch heute mit Zähigkeit an ihrer veralteten Zeitrechnung festhalten, die seit Beginn des 20. Jahrhunderts noch um einen weiteren Tag, nämlich um 13 Tage hinter unserer Zeitrechnung herhinkt, ist allgemein bekannt.

Außerhalb des Bannkreises der christlichen Kultur hat natürlich jedes Volk seinen besonderen Neujahrstag. Bei den Juden fiel er auf den ersten Tischi, den siebenten Monat dieses Jahres, an welchem Adam erschaffen sein soll (Mitte September). Da dieser Fest-

tag mit Posaunen und Trompetenschall begrüßt wurde, hieß er auch der Sabbath des Blasens. Die Perser beginnen ihr Jahr mit dem 14. März. In Indien kennt man gar 3 verschiedene Jahresanfänge, von denen der älteste, noch heute in den südlichen Theilen des Landes gültige, welcher von Kalkjuga aus dem Jahre 3102 vor Christus stammt, mit dem 28. Januar beginnt.

Heute, wo China besonders im Vordergrund steht, dürfte es manchen vielleicht interessieren, über das dortige Neujahrsfest einiges zu erfahren. Es fällt im Lande der Popstirger auf den ersten Tag nach dem Neumonde, während die Sonne im Sternbilde des Wassermannes steht, und kann deshalb im Verlaufe eines längeren Zeitraumes auf jeden Tag zwischen dem 20. Januar und 18. Februar fallen. Früher folgte man auch in Japan und in Korea dieser Rechnung; doch hat man in ersterem Lande bereits 1872, in letzterem aber im Jahre 1892 unseren Neujahrstag angenommen.

Man glaubt nun gar nicht, mit welcher breiten Behaglichkeit sich dieses fleißige, emsig schaffende Volk der Feier ihres größten Festes hingiebt. Von „einem“ Festtage kann man da gar nicht sprechen. Es ist vielmehr eine ganze Reihe, die sich durch mehrere Wochen hinzieht und innerhalb welcher das Erwerbsleben fast vollkommen stillsteht.

Sau-Lin — so nennt der Chinese sein Neujahr — ist für ihn der Inbegriff aller irdischen Glückseligkeit. Denn ganz China feiert an diesem Tage sozusagen Geburtstag, weil man die Zahl der menschlichen Lebensjahre von Neujahr an rechnet, und wenn auch seit der Geburt eines Kindes bis Neujahr nur wenige Tage verflossen sind, diesen kurzen Zeitraum einem ganzen Lebensjahre gleich setzt. Es ist ein Abschluß in Handel und Wandel, wie ihn Europa an keinem Tage des Jahres kennt. Der Kaufmann überschlägt „Soll und Haben“ des zu Ende gehenden Geschäftsjahres, treibt seine Forderungen ein, veranstaltet Ausverkäufe, um sich für das Neujahr reichliche Geldmittel zu reservieren. Daneben nehmen die Vorbereitungen zur Gratulation einen bedeutenden Umfang an. Denn der Chinese ist nicht nur gegen Bekannte und Verwandte ein sehr höflicher Mann; er wünscht sich selber auch für das neue Jahr alles erdenkliche Gute und Schöne und begnügt sich nicht damit, dies innerlich zu thun, sondern schreibt diese Wünsche, gespickt mit Citaten der alten Dichter, auf Hunderte von roten Zetteln, die er an die Häuser und deren Eingänge, an Thüren, Zimmerwände, Möbelstücke, Wagen, Schiffe, sämtliche Haustiere und selbst an die Bäume und Sträucher der öffentlichen Anlagen anheftet. Kurz vorher geht es an eine große Reinemacherei, die bei dem sprichwörtlichen chinesischen Schmutz auch sehr notwendig ist, und die Küchenvorbereitungen geben den Hausfrauen Tage und Wochen hindurch ebenfalls genug zu thun. Im Gegensatz zu diesem Treiben herrscht dann am eigentlichen Neujahrstage die tiefste Feiertagsruhe, so etwa wie in rein protestantischen Gegenden am Karfreitage. Sämtliche Geschäfte und öffentliche Amtsstellen sind geschlossen; der sonst so bewegte Straßenverkehr ist gänzlich verschwunden. Nur Säpfen werden in großer Zahl durch die Städte getragen; denn die Etiquette verlangt, daß man Personen von Rang und Stand und seinen Freunden persönlich Besuch abstattet, wobei man nagelneue Kleider trägt, die übrigens auch die untergeordneten Kulis an diesem Tage anlegen, um freilich dann das ganze Jahr bis zum nächsten Neujahrsfeste damit auskommen zu müssen. Dann beginnt das große Bacchanal der leiblichen Genüsse, dem durch fünf Tage hindurch alles Sinnen und Trachten gilt. Allmählich kommt dann zwar das kleine Geschäftsleben wieder in Gang; denn die Welt steht nicht still, und es muß verdient werden. Aber noch etwa weitere 14 Tage lang jagen sich Einladungen zu Festlichkeiten und Schmausereien, die endlich

mit einem Gastmahl, zu dem die ganze Verwandtschaft eingeladen wird, ihren Abschluß finden.

### Die Sternbuben.

Zum Dreikönigstage. Erzählung von W. Wimmer.

Vor langen Jahren, da war ein gar harter und trauriger Winter für die Leute der Rheinpfalz, im sogenannten Westrich.

Da lag zu Lug, einem kleinen, elenden Dorfe im Goffersweilerer Thale, der Schnee bis an die Dächer der Hütten hinauf. Selbst in den Hütten war nichts oder doch nur soviel, um damit kümmerlich das Leben zu fristen denen, die da darinnen wohnten.

„Leg' ein, Bärbel! Wenigstens wollen wir mit unseren Kindern nicht frieren!“ jagte Jackel, der Holzschuhmann, zu seinem Weibe und schnitzte an den groben hölzernen Schuhen fort, die er hinaus in die Pfalz tragen wollte, um sie dort an die reicheren Bauern zu verkaufen. „Leg' ein, Bärbel, an Holz ist Gott Lob kein Mangel bei uns, — heilige Maria und Joseph, wenn auch das noch wäre!“

Die Frau schürte herzhaft ein und die Kinder froh es zum wenigsten nicht, ob sie auch nicht satt waren.

Da trat der Nachbar Hannesjörg, der Besenbinder, ein und grüßte, indem er sich auf die rohe, hölzerne Bank setzte.

„Wie meinst, Jackel,“ fing er an, „wie meinst, wenn wir unsere Buben mit hinausnehmen in die Pfalz, nach Münster und weiter 'naus, und lassen sie da als Dreikönig aus Morgenland singen? 's ist grad' jetzt die Zeit, und die Leute draußen geben den Armen gern, wie Du ja weißt. 's ist doch besser als gebettelt!“

Der Holzschuhmann sah von seiner Arbeit auf, zuerst nach dem Nachbar und dann nach seinem Buben, dem dreizehnjährigen Hansel, der ihm schon bei seiner Arbeit recht gut helfen konnte und jetzt aufmerksam aufhorchte.

„'s ist halt so ein Ding,“ jagte dann der Vater. „Ich bin zwar auch früher öfters als Dreikönig gegangen, aber es ist doch gar zu schlimmes Wetter, um die kleinen Buben da 'naus aufs Land zu schicken.“

„Nun, wir nehmen unsere Holzschuh' und Besen auf den Buckel und gehen mit ihnen,“ meinte der Hannesjörg, und der Bube fiel ein:

„Ja, Vater, laß uns gehen! Wir wollen recht schön singen, daß uns die Leute recht viel Geld und Brotstücke geben. Das bringen wir dann Alles heim.“

Und der Jackel zuckte ein paar mal mit den Achseln, denn es leuchtete ihm immer noch nicht recht ein, — aber er sagte zuletzt zu, in Aussicht des Geldes und der Brotstücke für seine übrigen Kinder.

Da hatten nun die Buben einen Jubel, als die bunten papiernen Kappen hergebracht wurden, welche für die Kronen der heiligen Dreikönige gelten sollten und schon von den Vätern getragen worden waren. Der Stern war verloren gegangen und Jackel schnitzte einen neuen, strich ihn rot an und heftete ihn auf den Stecken, so daß er im Kreise gedreht werden konnte. Den kriegte des Besenbinders Jürgle, weil er den Melchior machte — Vaterle's Bastianel mußte den Baltasar machen und das Hansel den schwarzen Kaspar, weswegen ihm auch die Mutter mit schwarzen Kohlen die Backen anstrich, damit man sehen sollte, daß er aus dem Morgenlande komme. Alle Drei kriegten sie weiße Hemden an, so gut sie eben aufzutreiben waren.

So ging es nun in den besten Erwartungen mit dem Holzschuhmann und dem Besenbinder durch Thal hinaus nach Klingmünster. Mit dem ersten Tritt aus den Bergen heraus, gleich unten am Schloßberg, fängt Münster an, wie das Dorf auch kurzweg in der Umgegend heißt. Beim ersten Hause

schrie denn auch der Jackel sein: „Holzschuh'! Holzschuh'! Wer braucht Holzschuh'?“ Der Hannesjörg rief: „Bes'n! Bes'n! Kauft Bes'n!“ Und die Dreikönige stellten sich vors Haus in den Schnee, das Jüngle schwang den Stern und sie sangen ihre Lieder. So ging es durchs ganze Dorf, vor das Rathhaus und das Schützenhaus und all der reichen Leute Häuser. Und die Schulkinder liefen herzu und wollten nicht in der Stube bleiben, da es hieß: „Die Sternbuben sind da! Die Sternbuben sind da!“

Wohl wurden die kleinen Sänger oft beim Beginn ihrer Lieder an einem Hause abgewiesen, aber die meisten Leute reuten die Pfennige nicht, die sie den armen, fast erfrorenen westricher Buben gaben, und manche reichten noch dazu ein Stück Brot zum Fenster heraus oder riefen die Buben ins Haus, das Süpplein zu essen, das übrig geblieben war. Als schließlich der Brotsack und das Geldsäcklein geleert wurden, war es besser ausgefallen, als sich die beiden Väter gedacht hatten. Und da der Holzschuhmann und der Besenbinder mit den Buben heim wollten, baten diese ihre Väter, das erlöste Geld und Brot nur mit heim ins Westrich zu nehmen — sie aber wollten weiter hinab aufs Land gehen und ihre Lieder singen. Der Hansjörg bestimmte auch endlich den Jackel, den Buben ihren Willen zu lassen.

So zogen nun die beiden Alten wieder in ihr armes Dörflein, die Dreikönige aber gingen weiter an dem Klingbach hinab, nach Heuchelheim, Klingen, Jagenheim und Sternweiler. So kamen sie bis in die Dörfer am Rhein und kehrten wieder um, sich den Bergen ihrer Heimat zuwendend.

Es war ein recht kalter Tag, so einer, von dem man sagt, daß er Stein und Bein zusammenfrieren macht.

„Wenn wir nur im Dorf wären!“ jagte des Besenbinders Jürgle und nahm den Stern unter den Arm. „Ich friere recht arg.“

„Wollen wir hinüber zu jener Mühle?“ schlug des Holzschuhmachers Hansel vor. „Sie ist viel näher und wir werden dort schon über Nacht bleiben dürfen für unsere Lieder!“

Und die Buben liefen auf die Mühle zu, die zwischen den leeren, entlaubten Erlenbäumen lag. Bald standen sie auch alle drei vorm Thore, daß der Hofsund an der Kette wütend bellte. Sie aber sangen:

Es kommt ein Schiff geladen  
Und bringt uns Gottes Sohn,  
Den Herren voller Gnaden,  
Auf seinem Ehrentron. . .

Da wurde das Fenster der Mühle aufgemacht und der Müller und sein kleines Töchterlein schauten heraus nach den kleinen Sängern. Die singen nun gleich ein anderes Lied an:

Und als wir kamen vor Königs Haus,  
Da schaute Herodes zum Fenster heraus! usw.

„Kommt her, ihr kleinen Kerle, und nehmt das Geld!“ rief der Müller jetzt vom Fenster herab. „Wollt Ihr uns nicht lieber über Nacht behalten? Wir haben noch weit ins Dorf,“ sagte Hansel.

„So kommt herein, ihr armen, erfrorenen Kerlchen,“ entgegnete der Müller und besänftigte die großen Hofsunde, die wütend bellten. „Kommt herein, ihr könnt in der Mühle schlafen.“

Die Sternbuben gingen in die Mühle und dann durch die Stubenthür ins warme Zimmer.

„Wo seid ihr her?“ fragte der Müller. „Der Sprach' nach aus dem Westrich.“

„Ja, von Lug, im Goffersweilerer Thal.“

„Von Lug? Da bin ich ja auch her. Lebt der Holzschuhjackel noch und das Besenjörgle?“

„Das ist ja mein Vater!“ rief das Jürgle und Hansel zugleich.

„Nun, dann ist's recht!“ sagte der Müller. „Setzt euch jetzt nur gleich an den Tisch, eßt

mit zu Nacht, ihr armen Tröpfe, — ihr habt was Warmes nötig, und ein Glas Wein und ein gutes Bett werden euch wohlthun."

Und so aßen die Buben mit dem Müller und ließen sich's recht schmecken. Der Müller aber erzählte, daß er auch als kleines Bürschlein mit Vesen daheim fort wäre und nicht mehr heimgekommen sei, weil ihn der Erlennmüller hier in seine Mühle genommen hätte, bis er nachher dessen Tochter geheiratet und nun selbst der Müller sei. Da hatten es nun die kleinen Bestricher, wie gesagt, recht gut bei Wein und Fleisch. Des Müllers kleines Mädchen hatte seine herzliche Freude an den Sternbuben mit den schönen Kappen, und sie mußten ihr wieder singen, bis sie in warme Betten gelegt wurden. Den andern Tag bekamen sie ihr warmes Morgenbrot, Suppe und Kartoffeln.

Als sie nun fort wollten, sagte der Müller: „Bleibt da bei mir bis nach dem Neujahrstag. Dann habe ich Zeit und fahre euch heim in eure Heimat, — ich will Eug auch wieder einmal sehen. Heim kommt ihr vorm Neuen Jahre doch nicht mehr!"

Da bedachten sich die Kleinen und sie kamen endlich überein, die Tage bis zum Neujahrabend noch auf den benachbarten Dörfern zu singen und dann zur Mühle zurückzukehren. Ihr erstbrottes Brot und Geld ließen sie bei dem Müller zurück und gingen.

So waren die Sternbuben schon wieder zwei Tage herumgezogen und hatten gesungen und Brot und Geld bekommen. Sie bereuten nicht auf der Erlennmühle geblieben zu sein. Dort an dem letzten Hause des Dorfes, als es bereits schon dämmerte, sangen sie noch ein Mal. Es sollte das letzte Mal sein. — Als sie zum Dorfe hinaus waren, kam die Nacht schon ganz schwarz herein.

„Wären wir nur daheim," sagte des Peterles Bastianel halb weinend und zähneklappernd, denn er war der kleinste von den Dreien. „Daheim ist heut' Abend wohl gut sein, — ihr wißt ja, heut gehen, wie in der Christnacht, die Geister um, und in der zwölften Stunde, da — —"

„Sei nur ruhig, Bastianel, wir sind ja bei Dir," tröstete des Jackels Hansel. „Das Jürgle kann hinter Dir gehen, ich will vorausgehen, — fürcht' Dich drum nicht, wir werden bald bei dem guten Erlennmüller sein."

„Ja," meinte das Jürgle. „Aber laß mich vorausgehen, Hansel, ich trag' ja den Stern! Seht, ich freue mich schon auf die warme Stube und das Bett. Aber, heilige Maria und Joseph, was war das?"

„Werda?" rief eine rauhe Stimme dicht vor ihnen und es schien ihnen, als knacke der Hahn einer Plinte, ohne daß sie Jemand in der fürchterlich dunkeln Nacht sehen konnten. Das Bastianel schrie angstvoll auf, das Jürgle hielt den Stern vor, und Hansel, als der Hinterste, sagte:

„Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit!" antwortete die Stimme und ihr Besizer kam näher. „Wer seid Ihr denn?"

„Die Dreikönig!" antwortete das Hansel.

„Ah, die Sternbuben!" sagte der Mann. „Um Gotteswillen, was thut Ihr denn in dieser Nacht im Walde?"

„Wir wollen auf die Erlennmühle und können sie nicht finden," antwortete das Hansel.

„Ist auch kein Wunder! Seht, da müßt ihr hier den Steg hinab. Der führt euch aus dem Wald und dann könnt ihr das Licht durch die Fenster der Mühle sehen. Da geht ihr drauf los, haltet euch aber rechts, damit ihr nicht auf dem Nied in das sumpfigte, bodenlose Land geratet. Also nur immer rechts! Behüt' euch Gott!"

Die Buben tappten im Dunkeln weiter und kamen auch bald aus dem Wald. Wirklich schimmerte helles Licht durch die Erlennbäume herüber und sie dachten, das flachs-

haarige Mädchen des Müllers habe nun den Christbaum angezündet, siße dabei und erwarte sie. Jetzt sahen sie das Licht nicht mehr, gingen aber dennoch getrost ihren Weg fort, Einer dem Andern nach. Da erblickten sie es wieder, aber weiter links, und sie sahen, daß sie sich zu sehr rechts gehalten hatten. Eiligt liefen sie darauf los. Ihnen war jetzt, als käme es ihnen plötzlich entgegen, — dann wieder, als bliebe es mit einem Mal stehen. Sie starrten nach demselben mit unverwandten Augen, — es sollte ihnen ja den Weg zum Christkindlein zeigen, wie der Stern den wirklichen drei Königen in der Schrift. Wenn es sie nur nicht irreleitet.

„Wie die Nachtwisch' im Niede tanzen!" sagte der Erlennmüller zu seiner Frau, und beide sahen hinüber nach dem oben Sumpflande, wo Zerkichter mit bleichem Schein durch die Nacht strichen. „Aber wo bleiben doch nur die Sternbuben? Wenn den armen Kerlchen nur kein Unglück in dieser finsternen Nacht begegnet ist!"

Die ganze Sylvesternacht über war man wach in der Erlennmühle. Aber die Sternbuben kamen nicht. Auch am Neujahrstag und die folgende Woche ließen sie sich nicht sehen, und der Müller dachte: Sie sind halt doch noch heim ins Bestrich, die kleinen Starrköpfe. Sie werden wohl bei Gelegenheit ihr Brot und Geld bei mir abholen lassen, da ich die Reise nach Eug somit verschieben will bis zum Frühjahr.

Aber zu Eug, in dem kleinen Dorfe zwischen den Felsen des Wasgau, war man bereits in großer Sorge um das Ausbleiben der Kinder. Die Väter, Mütter und Geschwister der Sternbuben warteten alle Tage bis tief in Nacht auf die Ausbleibenden — aber sie kamen nicht.

Da machten sich der Jackel und der Hansjörg wieder mit Holzschuhen und Vesen auf und gingen nach Neujahr hinaus in die Pfalz — überall fragten sie nach den Sternbuben.

Das Frühjahr hatte schon begonnen und warme, sonnige Tage kamen. Da ging der Holzschuhmann Jackel wieder hinaus in die Pfalz. Er hatte diesmal eine grobe Tracht und kam bis in die Gegend von Jenbühl, als ihm im Walde dort ein Mann begegnete, der, mit einer Holzlast auf dem Rücken, auf einem Baumstamme ausrührte. Jackel setzte sich auch nieder.

„Ihr seid auch müd', Bestricher!" sagte der Mann. „Man sieht's Euch an, und habt am Ende nicht viel gelöst aus Euern Holzschuhen, daß Ihr's Euch am Ende am Maul absparen müßt; denn so geht's uns armen Leuten ja; Ihr seht grad' nicht zum besten aus und habt wohl heute noch nichts übers Herz gebracht. Ihr habt wohl Hunger?"

„Das wär's gerade nicht, was mich so bleich macht," sagte der Jackel. „Aber seht, guter Freund, ich hab' mein Lieb Hansel verloren, das gute Kind, und das greift mir so an die Gesundheit!"

„Nun, da muß man sich trösten und denken, der Herrgott hat das Kind zu Lieb gehabt und so hat er's zu sich genommen."

„Das wohl, wenn man's nur gewiß wüßte! Wenn man nur sein Grab sehen könnte!"

„Wie so?" fragte der Mann verwundert, und der arme Jackel erzählte, wie sein Hansel dreikönig mitgemacht und nicht mehr heimgekommen. Da horchte der Mann hoch auf, vertraute ihm dann, daß er am Sylvesternacht durch den Wald gegangen und den Sternbuben begegnet sei, denen er den Weg nach der Erlennmühle gezeigt habe. Dahin eilte jetzt der arme Vater; als er aber am Nied vorbeikam, hörte er einige Knaben, die dort im Gesümpfe Frösche fingen, aufschreien, daß er glaubte, nun einem Unglück vorzubeu-

gen, hinein zu müssen. Aber es hatte das Geschrei der Buben eine Ursache. — sie deuteten auf einen Körper hin, der im Sumpfe saß, — o Gott, es war sein Hansel! —

Dort lagen die Sternbuben, einer hinter dem anderen, das Jürgle noch mit dem Stern in der Hand, das Bastianel mit dem Geldbeutelchen und das Hansel mit dem Brotstücklein.

Der Erlennmüller fuhr erst jetzt nach seiner früheren Heimat, und zwar, wie er es versprochen, mit den Sternbuben, wenn auch nur mit ihren Leichen. Er brachte das Brot und das Geld, das sie ihm hinterlassen, legte aber doch noch für die Eltern der Toten jedem 50 Thaler bei, denn er war ein reicher Mann und wollte den Schmerz seiner Jugendbekannten in etwas lindern. Zudem sollte, wer sich im Orte in großer Not befände, sich nur an ihn wenden. Des Jackels zweiten Buben aber nahm er mit hinaus auf die Erlennmühle, lehrte ihm die Müllerei, und als der groß war, bekam er selbst die Mühle und des Müllers flachshaarige Tochter. Jackel und sein Weib zogen zu ihrem Sohne, und sie redeten bis zu ihrem Tode noch recht oft von ihrem guten Hansel. Der Ort aber, wo die drei armen Kerlchen in all ihrem Märchenglanz starben, ward später trocken gelegt und heißt noch jetzt „Die Sternbubenwiese".

### Allerlei

\* Aus der Punsch-Perspektive hat die Sylvesternummer der „Berliner Morgenpost" einige Aphorismen zum Besten gegeben, wie sie sonst in Carnevals-Zeitungen verbrochen werden. z. B.:

König Eduard von England wird in der Geschichte als Prinz von Wales fortleben.

Englische Siege und Berliner Bürgermeister werden selten bestätigt.

Als Johannes v. Miquel ging, wurde Herr v. Rheinbaben Finanzminister. Das konnte Miquel nicht lange mitansehen.

Fürst Hohenlohe soll vor seinem Tode erklärt haben, daß in Wirklichkeit gar kein Regierungswechsel stattgefunden habe.

Als Graf Waldersee heimkehrte herrschte in China Landestrauer.

Kaiser Wilhelm erwies sich auch im vorigen Jahre als einer unserer fleißigsten Mitarbeiter.

### Unterhaltungsaufgabe

Ein Mägdelein kam mir jüngst in's  
Und bot zum Kaufe Eier aus.  
„Nun," dachte ich, „behalt einmal  
Die Hälfte von der ganzen Zahl  
Und noch dazu ein halbes Ei."  
Das Mägdelein freundlich sprach: „Es sei:  
Verdeckte drauf den Leberschuh  
Und eilte fort auf sinkem Fuß;  
Zu gleichem Kaufe willig fand  
Sie meinen Nachbar rechter Hand;  
Auch er nahm sich zum Eierbrei  
Die Hälfte und ein halbes Ei.  
Den Rest — ein ganzes Ei — alsdann  
Erstand mein linker Nachbarmann.  
Die Handelseise sonderbar  
Ließ ganz ein jedes Ei noch gar.  
Wer meldet ohne Jögern schlau  
Die Zahl der Eier ganz genau?"

### Suchstabenrätsel.

B r i t i n

Auflösung in nächster Nummer.